

Rezensionen

Susan Khoshy, Lisa Marie Cacho, Jodi A. Byrd & Brian Jordan Jefferson (Hg.): *Colonial Racial Capitalism*. Durham, US-NC, & London: Duke University Press 2022, 352 Seiten (<https://doi.org/10.1215/9781478023371>)

Es lässt kaum einen Zweifel zu, dass Rassialisierung und Rassismus eng mit der Genese ebenso wie mit der Gegenwart des Kapitalismus verbunden sind. Die Aufgabe und Herausforderung kritischen sozialen Denkens besteht aber hier einmal mehr darin, begrifflich klarzulegen, worin diese Beziehung im Einzelnen besteht. Wenn Kapitalismus als rassialisiert oder rassistisch ausgezeichnet wird, wie in der Formulierung „racial capitalism“, so wird damit eigentlich zugleich gesagt, dass es noch einen anderen Kapitalismus geben müsse, sonst wäre das Adjektivattribut überflüssig und sinnlos. Genauso steht es mit der Auszeichnung von „racial capitalism“ als kolonial. Das impliziert die These, es gebe einen solchen auch ohne Kolonialismus oder außerhalb von Kolonien. Letzteres leuchtet zunächst ein, weil damit auf die Unterschiede zwischen Kolonien und Kolonialmetropolen verwiesen werden könnte. In dem in diesem Band repräsentierten Diskurs sieht es allerdings ein wenig anders aus.

Die Herausgeber:innen erinnern zunächst an den Ursprung des Terminus. In den 1970er Jahren wurde in Südafrika exakt die Frage erörtert, ob die Überwindung der Apartheid gleichbedeutend sei mit dem Ende des Kapitalismus oder ob dieser das Ende der gesetzlich bewehrten Diskriminierung überdauern werde. Wenig später hat dann Cedric Robinson den Terminus im Rahmen seines ambitionierten Versuchs zur Revision des Marxismus – *Black Marxism* (rez. *PERIPHERIE* Nr. 18/19, 1984, S. 199-201) – aufgegriffen. Dies ist zugleich der Ausgangspunkt der hier vorgestellten Diskussion. Aus dieser Sicht ist „racial capitalism ... kolonialer Kapitalismus“ (7), und zwar aufgrund des systematischen Landraubs, globaler räumlicher Hierarchisierung sowie der „Enteignung der Arbeit“ durch „rekursive Prozesse, die Inbesitznahme und Rechte erfordern, um Enteignung und Rechtlosigkeit zu produzieren“ (7). Wie weiter deutlich wird, gehört zu dieser Perspektive die mit Prozessen der fortgesetzten sogenannten ursprünglichen Akkumulation verbundene systematische Gewalt und die systematische Entwertung zumal von Schwarzen Frauen und ihrer Arbeit.

Die neun jeweils sehr lesenswerten Einzelbeiträge behandeln in drei Themenblöcken ein breites Spektrum von Einzelaspekten zu diesen Problemstellungen: Akkumulation und Entwicklung durch Enteignung, Verwaltung und das offene Geheimnis der Gewalt im *colonial racial capitalism* sowie Ästhetik und Erinnerungspraxen. Dies Spektrum verweist erkennbar auf die Bandbreite der Fragen, die unter Bezug auf *racial capitalism* diskutiert werden.

Im ersten Block geht es mit „Entwicklung durch Enteignung“ in erster Linie um Land und um Körper:

- die Vernichtungsaktionen gegen Indigene in Nordamerika, USA und Mexiko (Joanne Baker);

- die Auflösung indigener Reservate und damit auch tribaler Schutzmechanismen in den USA und die Zwangsadoption indigener wie Schwarzer Kinder sowie die Mobilisierung tribalen Landes durch Bestimmungen des Erbrechts (*Alyosha Goldstein*);
- endlich die Dynamik der Verschuldung nach dem Ende der Sklaverei in den USA (*Cheryl J. Harris*).

Im Zentrum des zweiten Themenblocks soll die kaum verhüllte Gewalt des „colonial racial capitalism“ dargestellt werden anhand

- der Gegensätze zwischen „lokalen und globalen Eliten“ (153), die in Schwierigkeiten von Auslandsinvestitionen in der vietnamesischen Bergbauindustrie zutage traten, wobei offen bleibt, ob das Handeln der lokalen Bürokratie mehr ist als Machtgebaren auf Kosten der verwundbarsten Gruppen, oder vielmehr zu Redistribution führen kann (*Kimberley Kai Hoang*);
- der manifesten Gewalt angesichts der bekannten Zustände in US-Gefängnissen und der extrem rassialisierten Risiken, diesem System ausgesetzt zu werden (*Lise Marie Cacro & Jodi Melamed*);
- der komplexen Prozesse der Solidarisierung, punktuell über Klassenschranken hinweg, während der Studierenden-Bewegung 2010/11 in Puerto Rico (*Marison Lebrón*); schließlich
- der als „Smart Cities“ kodierten Strategien zur Inwertsetzung städtischer Immobilien mit der Folge der Verdrängung ihrer Bewohner:innen (*Brian Jordan Jefferson*).

Der dritte Themenblock befasst sich zum einen mit den Schwierigkeiten, über den Atomkrieg zu sprechen, die *Iyko Dat* auf die Verknüpfung aufeinanderfolgender Energieregime im Kapitalismus (Kohle, Erdöl, Nuklearenergie) und der von ihnen geprägten „technopolitischen Operationen der ursprünglichen Akkumulation“ zurückführt, nämlich den Uranabbau in vorwiegend von Indigenen bewohnten Gebieten, hier den Northwest-Territorien Kanadas und der Demokratischen Republik Kongo. Zum andern zeigt *Laura Pulido* anhand von Erinnerungsstätten zum „Mexikanisch-Amerikanischen Krieg“ (284) in Los Angeles, die sich durch mangelhafte Kontextualisierung, die Marginalisierung der mexikanischen und indigenen Dimension und die Reproduktion des *Manifest Destiny* auszeichnen, die Ideologie und Programmatik von der kontinentalen und imperialen Mission der USA.

Abgeschlossen wird der Band durch ein Gespräch zwischen *Michael Dawson* und *Ruth Wilson Gilmore* über den aktuellen Stand von *Racial Capitalism*. Hier wird – auch anhand von autobiographischen Rückblicken – vor allem noch einmal deutlich, dass dieser Begriff sich in erster Linie auf einen Diskussionszusammenhang und auch eine Strategie und die Hoffnung auf „erfolgreiche Bewegungen“ bezieht.

Es mag daher kein Zufall sein, dass man in diesem Buch wenig über Kapitalismus als dynamisches und krisenhaftes gesellschaftliches System erfährt, das über die eindrucksvoll geschilderten Unterdrückungserfahrungen hinausginge. Auch wenn

gelegentlich von „politischer Ökonomie“ die Rede ist, so bleibt deren Bedeutung unklar, was für einen Großteil des anglophonen Sprachgebrauchs sogar typisch ist. Selbst wenn sich in seinem Beitrag noch am stärksten eine begriffliche Auseinandersetzung erkennen lässt, etwa mit der anscheinend nicht von allen Autor:innen geteilten These, „*racial capitalism* und Kolonialismus“ seien „unterschieden und miteinander verwoben“ (60), lässt auch Goldstein im Unklaren, was genau unter der „politischen Ökonomie der Adoption“ (69) denn zu verstehen sei, wie etwa hier nicht nur Leid produziert, sondern anscheinend, aber auf nicht explizierte Weise Aneignungsprozesse organisiert werden.

Vor allem aber sticht neben der wenig reflektierten Heterogenität der Themen die Fixierung der Debatte auf die USA ins Auge. Das hat auch begriffliche Folgen: Es ist ein dringliches Erfordernis, die Konstitution auch der USA durch Siedlerkolonialismus und damit einhergehend die brutalen Prozesse der Landenteignung ins Bewusstsein zu rücken. Aber wie soll eine allein darauf basierende, aber mit universellem Anspruch versehene Begrifflichkeit dort funktionieren, wo vergleichbare Prozesse nicht vorliegen oder sehr viel anders verliefen? Das gilt nicht nur für Europa, sondern auch für große Teile Asiens und Afrikas.

Dieser Band beschreibt so eher Probleme eines Begriffs oder auch eines Programms von *Colonial Racial Capitalism*, als dass er ein insgesamt überzeugendes Konzept vorstellen könnte. Als analytische Sozialberichte lohnen sich die Einzelbeiträge dagegen allemal.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v44i3.09>

Cathi Albertyn, Meghan Campbell, Helena Garcia Alviar, Sandra Fredman & Martha Rodriguez de Assis Machado (Hg.): *Feminist Frontiers in Climate Justice. Gender Equality, Climate Change and Rights*. Cheltenham & Northampton, US-MA: Edward Elgar 2023, 310 Seiten (<https://doi.org/10.4337/9781803923796>)

Die Klimakrise betrifft vor allem verarmte Frauen in Ländern des globalen Südens, die bereits multiple Formen der Diskriminierung bewältigen müssen. Daraus resultierende Probleme ergründet dieser Sammelband aus frauen- bzw. menschenrechtlicher Perspektive, wobei alle Autorinnen einen dezidiert feministischen Standpunkt vertreten. Die meisten sind Juristinnen, hinzu kommen einzelne Politologinnen, die über eine ausgewiesene juristische Expertise verfügen und ihre Beiträge gemeinsam mit Rechtsexpertinnen verfasst haben. Die Wissenschaftlerinnen kommen aus Kolumbien, Brasilien, Südafrika, Kenia, Australien, Großbritannien und Frankreich; sie schreiben über ihre Herkunftsländer sowie allgemeine klimapolitische Themen. Das jeweilige nationale Recht und das Völkerrecht bilden den Referenzrahmen. Damit unterscheidet sich die Herangehensweise von der Mehrheit der Publikationen, die sich Frauen in der Klimakrise widmen. Die Herausgeberinnen betonen in ihrer konzeptionellen Einleitung, dass sie nichts von einer kontextlosen und pauschalen Betrachtung von Frauen als Opfern oder Retterinnen halten, die in